

**Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

**Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten**

**Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942**

Schmidt, Maximilian: Abgetrumpft

**urn:nbn:de:bsz:31-62042**

Aber lange bevor dieser Rückfall eintrat, entlud sich ein Unwetter, das schrecklichste und heftigste, am Egehimmel des Gärtnerpaares.

Dabei handelte sich's nicht um den schönsten Mamon, auch nicht um die häßliche Untugend der Unmäßigkeit, sondern diesmal griff's ans Herz: der Streitgrund war die leidige Eifersucht. Sie behauptete, er tue mit den Dienstmädchen, welche Gemüse vom Garten holten, zu schön und schenke ihnen noch Sträußlein. Er aber rechtfertigte sich und ließ es sich nicht verbieten; das gehöre zum Geschäftsvorteil. Und heiß genug ging's her, so heiß, daß die zwei sogar die warnenden Rufe des Vogels überhörten. „Ich bin so aufgeregt! Nein, das vertrag' ich nicht!“ Es blieb sogar bei bösen Worten nicht, sondern es kam zu Tätlichkeiten. Sie zerrte ihn beim Bart und er sie an den Böpfen. Ja, jetzt erhoben beide schon die andere freie Hand, und wer weiß — eine unheimliche Stille trat ein. Da ließ sich ein eigentümlicher Laut vernehmen, beide Streiter wandten sich um, beide ließen auf einmal einander los, beide riefen wie aus einem Munde: „Herrje, der Papagei!“

Mit entsetzten Gesichtern traten sie an den Käfig. Da lag der gute Boccaccio am Boden, die Augen geschlossen, — tot. Ja, er hatte recht gehabt mit seinem: das ertrag' ich nicht!

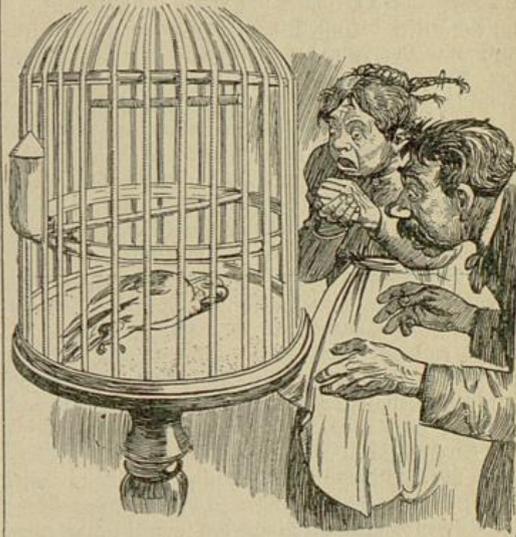
Er war zu vornehm für so starke Wutausbrüche, zu fein auch erzogen für so rohe Auftritte. Erschreckt und reuig saßen die beiden armen Sünder da, die zweihundert Gulden Rente waren hin, das Heiratsgut, um das er sie und sie ihn gekriegt hatte, war jetzt Waisengut, sie hatten ihr Glück mutwillig verschert. Er machte ein zornig-verdrießliches Gesicht, ihr kam das Weinen.

„Der arme Kaischo,“ jammerte sie, „o du guter, guter Vogel; mußt du so ums Leben kommen und uns um fünftausend Gulden bringen! Ach Gott, ach Gott, und morgen kommt schon die Kommission!“

„Kann man nicht geschwind einen andern ähnlichen kriegen?“ überlegte der praktische Ehegatte. „Gib ihn her, ich rei' heute noch nach der Hauptstadt.“

Sie holte die Leiche aus dem Käfig. Sie liebte den Toten. Er war noch warm; ja was war das? Das Herzchen klopfte noch ein bißchen. War er am Ende noch nicht ganz tot? Oder sollte er gar nur in Ohnmacht gefallen sein, wie so oft seine einstige Herrin? „Mann, geschwind ein Glas Wasser!“ Er brachte es, sie goß es dem Leblosen über den Kopf; er schüttelte sich und spritzte den beiden die Tropfen ins Gesicht; diese wurden gar heiter, und als der lose Vogel sich vorwurfsvoll, aber mit kräftigen Bewegungen und lauten Tönen als lebendig erwies, da fielen die beiden Eheleute einander um den Hals, lachten und weinten durcheinander und gelobten, nie mehr zu streiten. Denn wenn's auch diesmal gut abgelaufen war, man könnte nicht wissen, wie's dem zartfühlenden Tier ein andermal auf die Nerven schlagen möchte. Davan hatte die selige Herrin ja auch gelitten und daran war sie auch

gestorben. Also Hand drauf, Friede halten, keinen Unlaß mehr zu Streit und Haber geben und nehmen. So versprachen sich die zwei Gatten an dem Vogelkäfig und standen da feierlich wie vorm Traualtar.



Mit entsetzten Gesichtern traten sie zu dem Käfig.

Sie haben in der Tat das Menschenmögliche getan, sich zu vertragen, den Hausfrieden nicht zu stören; und wenn's einmal eine kleine Scene setzte, so gingen sie wenigstens dem Papagei aus dem Wege. Damit war schon viel gewonnen, sie konnten sich nur verstoßen streiten. Im Hause vorm Papagei ging's ja nicht, und vor den Leuten, nun da ging's doch auch nicht recht. Und so verlernten sie das Habern mehr und mehr. Und es ist ihnen beiden gut bekommen. Denn sie wurden siebzig Jahre alt. Der Papagei überlebte noch beide und kam ins Waisenhaus für die fünftausend Gulden. Und dort erfreute er die armen Kinder noch lange mit seinen drolligen Reden und Gebärden. Auch respektierten sie seine Nerven und waren gleich ruhig, wenn er klagte: „Ich bin so aufgeregt“ oder „ach, das ertrag' ich nicht.“ In Ohnmacht ist er aber nicht mehr gefallen. Als er wieder wie tot dalag, war er's auch und verdient hat er auch die Ruhe, die er oft so gründlich gestiftet hat.

### Abgetrumpft.

Von Maximilian Schmidt.

Jakob Mojschel war im ganzen Distrikte von alt und jung gekannt. Er handelte mit allem, was nicht niet- und nagelfest war, vorzugsweise aber vermittelte er den An- und Verkauf von Vieh. Er verstand, dessen Krankheiten auch mittels allerlei anscheinend nur ihm bekannter Tränklein zu heilen, was ihm in Folge einer Beschwerde des Veterinärarztes schon zu wiederholten Malen untersagt worden war, doch

stets vergebens. Heute hatte er neben seinen gewöhnlichen Geschäften im Markte Khäusen noch ein besonderes abzumachen. In der Nähe dieses Ortes hatte ein strebjamer junger Mann, namens Berger, ein Wasserwerk errichtet, um einen lukrativen Fabrikationsartikel herzustellen. Es ging auch alles sehr gut, nur zwangen die Baukosten den Fabrikanten zur Aufnahme eines Wechselbarlehens bei einem Bankhaus in der nächsten Provinzstadt. Die Zeit des Wechsels war abgelaufen, und der Fabrikant bat, ihm das Accept noch auf drei Monate zu prolongieren. Das vorsichtige Bankhaus wollte aber erst genaue Informationen einziehen, ob durch die Prolongation nicht irgend eine Gefahr entstände, und vertraute mit dieser Aufgabe Jakob Moschel, der in jener Gegend am leichtesten alles erforschen konnte, besonders bei dem Bürgermeister des Marktes, der mit dem Bankhause öfters geschäftlich verkehrte. Dieser war ein sehr bigotter Mann, oder richtiger gesagt, ein Frömmeler, dessen mit Eifer zur Schau getragene Religiosität eine geschäftliche Ursache hatte, denn er war Wachszieher und Kerzenlieferant für alle Kirchen im Umkreise. Sollte nun dessen Auskunft über Berger nicht günstig lauten, so hatte Moschel Auftrag zu sofortiger Protestation und Klage des Wechsels, was allerdings des jungen Fabrikanten Kredit erschüttern mußte.

Moschel war nun „gewest zuerst in der Fabrik“, wo er alles in musterhafter Ordnung und im besten Betriebe fand, und präsentierte dem Fabrikherrn den Wechsel. Dieser erklärte ihm, daß er das Bankhaus um Prolongation gebeten und die Antwort stündlich erwarte. Er bot Moschel, da er gerade beim zweiten Frühstück saß, einen Platz an seinem Tische an und regalirte ihn mit Wein, Fleisch und Cigarren, was dem Moschel eine „graufmächtige Ehre“ war und ihn für den leutseligen Herrn sehr einnahm. Mit dem Versprechen, wieder zu kommen, entfernte er sich. Nachdem er im Markte dort und da in die Häuser und Stallungen gerufen worden, begab er sich zum Bürgermeister. Er traf ihn beim Mittagstische und teilte ihm vertraulich den Wunsch des Bankhauses mit. Bei Nennung Bergers sprang der dickbelebte Mann in die Höhe, als hätte ihn eine Biper gestochen, indem er rief: „Nein, nein, gegen dieses räudige Schaf darf keine Nachsicht geübt werden, — je eher, je lieber muß ihn die Strafe des Himmels ereilen! Nicht prolongieren! Sofort dem Gerichtsvollzieher übergeben! Ist einmal der Anfang gemacht, so wird's nicht lange dauern, daß unsere christliche Gegend wieder von diesem stinkenden Nas gereinigt wird.“

„Wie heißt räudiges Schaf und stinkendes Nas?“ fragte Moschel, als sich der Bürgermeister wieder niedergelassen. „Hab' ich doch gesehen das schöne Wert und hab' mit dem leutseligen Herrn getrunken und gegessen, aber nichts gerochen als den deliziosen Duft von seinen Cigarren —“

„Seine Seele stinkt,“ unterbrach ihn der Bürgermeister mit scheinheiligem Blick zum Himmel. „War-

um nicht gar einem solchen Menschen Kredit geben!“

In diesem Augenblick stellte die hagere Bürgermeisterin auf den Tisch eine Platte mit prächtigem Gansbraten, dessen Duft dem Moschel sehnjuchterwedend in die Nase stieg. Der Bürgermeister merkte das, und obwohl als Geizhals bekannt, wollte er Moschel durch eine Einladung für sich gewinnen. Deshalb sagte er: „Setzt Euch dort hinten an das Tisch; meine Frau wird Euch auch ein Stück Gansbraten bringen.“

„Was ich heut bin ein beglückter Mensch!“ rief Moschel; „s ist aus der Weiß, seit Jahr und Tag hab' ich keinen solch guten Bissen im Mund gehabt.“ Damit setzte er sich an das ihm bezeichnete Tischchen. Die Frau, fuchsteufelswild über die ihr unbegreifliche Großmut ihres Mannes, holte aus der Küche das gänzlich vom Fleisch gelöste Gansgerippe, dentend: Für den Juden ist das gut genug.

Moschel nahm das unterbrochene Thema wieder auf.

„Wie heißt stinkende Seel? Kann ich mir das nicht vorstellen.“

„Dieser Berger, dieser Eindringling in unsere Gemeinde hat sich als gefährlicher Mitkatholik entpuppt,“ erklärte der andere, „er eskrecht sich, ganz offen zu sagen, er glaube nicht an die Unfehlbarkeit des Papstes.“

„Wie heißt Unfehlbarkeit?“ fragte Moschel. „Ich bin ein Jud und weiß nur, daß der liebe Gott ist unfehlbar. Gibt's in Wirklichkeit eine solche auch bei dem Papste, der auch nur ist ein Mensch?“

„So gewiß, als Ihr einen Gansbraten eßt,“ entgegnete der Bürgermeister. „Wer das leugnet, ist ein Ketzer und braucht keinen Kredit.“

„Also,“ meinte Moschel ironisch lächelnd, „weil er nicht glauben will die Unfehlbarkeit, soll ich geben den Wechsel dem Gerichtsvollzieher?“

„Das sollt, das müßt Ihr, soll ich mit dem Bankhaus noch ferner Geschäfte machen, und Euch, merkt Euch das, Moschel, nehmt' ich dann auch nicht mehr in Schutz beim Herrn Amtmann, wenn man Euch als Kurpfuscher angreift. Ihr seht, wie ich wohlwollend bin und selbst mein Mittagsmahl mit Euch teile.“

Was das letztere betraf, so hatte Moschel bis jetzt nichts davon bemerkt. Vergebens hatte er sich bemüht, von dem leeren Gerippe auch nur ein bißchen Fleisch abzuschaben. Jetzt drehte er die entfleischte Gansbrust mit sarkastischer Miene hin und her und sagte: „Herr Bürgermeister, wenn an der Unfehlbarkeit ist nicht mehr daran wie an dem Gansgeripp — Sie werden verzeihen, ich bin ein dummer Jud —, da werd' ich doch lieber prolongieren den Wechsel und sein dem Herrn Berger gefällig. Empfehlt mich Ihnen und der Frau Gemahlin ganz untertänigst.“

Aber der Bürgermeister ließ ihn nicht so ohne weiteres fort, sondern suchte jetzt durch Drohungen seinen Zweck zu erreichen.

„Ich werde Euch zur Anzeige bringen wegen Kur-

pfuscherei," drohte er, „und veranlassen, daß man ein wachsameres Auge auf Euch hat. Die Leute sagen vielleicht nicht mit Unrecht: Ihr haltet's mit den Geistern und seid ein Hexenmeister.“

„Wie heißt anzeigen?“ erwiderte Moschel lachend. „Ich fürcht mer nit. Und was sagen die Leut', wer werd darnach fragen? Weiß ich doch auch, was sagen die Leut' über den Herrn Burgermeister.“

„Über mich?“ schrie dieser empödet. „Was sagen die Leute über mich? Das will ich augenblicklich wissen!“

„Gott du gerechter!“ entgegnete Moschel, schon unter der Türe, „schrei'n Se nit so. Wenn Se wollen wissen — sagen doch die Leut' von Ihnen das Konträr von mir: daß Sie's nit halten mit die Geister und daß Sie sein kan Hexenmeister! Maßzeit!“



### Am Vollfeuer.

Wenn der Kalk und die Backsteine im Ziegelofen eingesetzt sind, wird mit dem Feuern begonnen, und dieses dauert drei Tage und drei Nächte. Die ersten vierundzwanzig Stunden wird nur mäßig geheizt, damit die Backsteine zunächst trocknen, und das heißt man das Rauchfeuer. Dann aber werden, damit die Hitze keinen allzugroßen Abzug hat, die Schür-löcher bis zur Mitte mit Backsteinen zugemauert, das Feuer stärker gemacht und der Ofen steht nun im Halbfeuer, wie man's heißt. Am letzten Tag aber werden die Schür-löcher noch mehr vermauert und nur noch kleine Öffnungen freigelassen, in die man ohne Unterbrechung klein gespaltenes Tannenholz wirft. Dadurch entsteht im Ofen eine Hitze, die einem, wenn man vor den Schür-löchern steht, fast den Atem be-nimmt. Das ist dann das Vollfeuer.

Daß ein solches Feuer nicht von einer und derselben Person Tag und Nacht unterhalten werden kann, ist erwichtlich. Die Leute lösen einander ab.

So machten sie es auch im Juni des Jahres 1876

beim Dillenpeter, dem Ziegler in Hitzingen. Der Meister war bis Mitternacht am Feuer gestanden. Nun aber fühlte er sich erschöpft und ging hinauf in die Kammer, um den Ziegelnecht zu wecken.

„Stand uf e Gott's Kamme, Joggi, i möcht jek ins Bett. D'r Speck und 's Brot und d'r Wi sinn drunte-n uf em Tisch, wenn d' Hunger und Durst hejch. Sunst i ch alles recht bim Ofen, und i denk, in vier Stunde chajch zuemache.“

Der Joggi rieb die Augen aus, stand auf, zog die Hosen, die Holzschuhe und den blauen Schurz an und ging hinunter zum Ofen, wo ihm aber doch nicht alles so recht vorkam. Denn eines der bereits ganz zugemauerten Schür-löcher war bis zur Mitte wieder aufgestoßen und aus dem Ofen kam ein Geruch, so eigentümlich, daß Joggi ganz bedenklich den Kopf schüttelte und sagte: „I weiß nit, do i ch öbbis nit in d'r Druig. Do i ch öbbis 'gange!“

Indessen tat Joggi seine Pflicht. Er mauerte die vorgefundene Lücke, so weit erforderlich, wieder zu und morgens um fünf Uhr war der Brand soweit, daß er den Ofen ganz schließen konnte. Bei der Mehlsuppe aber machte er seine nächtlichen Wahr-nehmungen bekannt, und der Meister und die andern Familienglieder ergingen sich in tausend Vermutungen. Da aber ein sie berührendes Unglück nicht vorlag und die Backsteine wohlgebrannt im Ofen standen, grübelte man der Sache nicht weiter nach.

„Seppie,“ fragte einige Tage nach diesem Vor-kommnis die Nanzensoffie ihre Freundin, eine noch junge und hübsche Witwe, „wo i ch au 's Mareilli, i ha's scho e paar Tag nimmi gseh.“

„Jä so,“ gab diese zurück, „das ha-n i dir au no nit gsait: 's Mareilli i ch bi siner Tante in Guntstette. Sie het mer g'schriebe, sie heb so langi Zit und i soll ere des Ghind schicke, sie wöll's ufzieh. 's het's guet dört, 's choscht mi nit und i cha besser miner Arbeit no.“

Und die Frau Käfer, so hieß die Witwe, hatte viel Arbeit. Neben der Besorgung ihres Kramladens machte ihr aber auch die Liebe viel zu schaffen und zu denken. Und der Gegenstand derselben, der Jakob Müller, war ganz dazu geeignet, sie völlig aus dem Häusle zu treiben, wie man so sagt. Er war schlant wie ein Grenadier, blühend und kraushaarig, und die Augen — na, wenn die Käferin in diese blickte, war sie ganz weg und kam aus Rand und Band.

Der Jakob hatte einige Zeit ihre Neigung so halb und halb erwidert und hätte sich vielleicht zu einem Bund fürs Leben herbeigelassen, wenn sie ihm nicht gar zu aufdringlich gewesen wäre. Aber ihre Leidenschaft überschritt alle Schranken der Sitte und wider-setzte sich allen Geboten der Klugheit, so daß sie ihm ganz verleidete. Er ging und kam nicht wieder.

Das hielt sie nicht aus. Sie suchte ihn selbst auf und sagte also: „Jakob, jek sag, worum chunsch du nimmi zue mir, wo ich doch mit Leib und Seel an dir hang, wo ich doch jed-n Augenblick in Tod gieng für dich, wenn's si müesht! I ha scho denkt, mi Maideli müesht dir im Weg si. Das scheniert bi